

Ich vergesse nie!

Autor(en): **Christie, Agatha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Ich vergesse nie!

ROMAN VON AGATHA CHRISTIE

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von A. F. von Bringen

Copyright by Schweiz. Korrespondenzbüro E. Picard, Zürich, 1940

ERSTES KAPITEL

«Du siehst doch ein, daß sie umgebracht werden muß, nicht?»

Die Frage schwebte heraus in die stille Nachtluft, blieb dort einen Augenblick hängen, um dann in der Dunkelheit gegen das Tote Meer hin zu verwehen.

Hercule Poirot hielt einen Augenblick inne, die Hand auf dem Fenstergriff.

Dann machte er das Fenster energisch zu, um jeden schädlichen Hauch der Nachtluft auszuschließen! Denn er war in dem Glauben erzogen, daß es am besten ist, die Außenluft auch draußen zu lassen und daß besonders die Nachtluft der Gesundheit gefährlich ist.

Während er die Vorhänge sorgsam schloß und auf sein Bett zuging, lächelte er nachsichtig für sich.

«Du siehst doch ein, daß sie umgebracht werden muß, nicht?»

Seltsame Worte fürwahr, die da just an das Ohr des berühmten Detektivs Hercule Poirot schlugen, als er die erste Nacht in Jerusalem verbrachte.

«Wohin ich auch komme, gibt es sicher irgend etwas, das mich an Verbrechen gemahnt», murmelte er vor sich hin.

Er fuhr fort zu lächeln, indem er sich an eine Geschichte erinnerte, die Anthony Trollope, dem berühmten Romanschriftsteller, einmal passiert sein sollte. Dieser hatte auf der Ueberfahrt nach Amerika zwei Schiffspassagiere über die letzte Fortsetzung eines seiner eben erscheinenden Romane diskutieren hören.

«Sehr gut», hatte der eine erklärt, «aber er sollte wirklich diese unangenehme alte Frau sterben lassen.»

Breitlächelnd hatte der Schriftsteller sich an den Sprecher gewandt:

«Mein Herr, ich bin Ihnen sehr verbunden! Ich gehe sofort und bringe sie um!»

Hercule Poirot hätte wahrscheinlich gewußt, was die eben gehörte Bemerkung veranlaßt hätte. Wahrscheinlich eine Kompagnie-Arbeit an einem Theaterstück oder Roman.

Und noch immer lächelnd, dachte er:

«Jedoch könnte man sich eines Tages an diese Worte erinnern und ihnen eine verhängnisvolle Deutung geben.»

Er erinnerte sich jetzt, daß die Stimme eine merkwürdig nervöse Eindringlichkeit gehabt hatte — eine Art Beben, das starke Gemütsbewegung verriet. Eine Männerstimme — oder die eines Jünglings...

Während er das Licht neben seinem Bett abdrehte, dachte Hercule Poirot:

«Ich würde diese Stimme wiedererkennen...»

Die Ellbogen auf dem Fensterbrett, die Köpfe eng nebeneinander, blickten Raymond und Carola Boynton in die blauen Tiefen der Nacht hinaus. Erregt wiederholte Raymond seine früheren Worte:

«Du siehst doch ein, daß sie umgebracht werden muß, nicht?»

Carola Boynton machte eine leichte Bewegung. Ihre Stimme klang tief und heiser: «Es ist gräßlich...»

«Nicht gräßlicher als dieses Leben!»

«Nun ja, freilich...»

Raymond sagte heftig:

«Es kann nicht so weitergehen — es geht nicht... Wir müssen etwas tun... Und es gibt nichts, was wir sonst tun könnten...»

Carola sagte — doch ihre Stimme klang nicht überzeugend und sie wußte es:

«Wenn wir irgendwie fort könnten —?»

«Das können wir doch nicht.» Seine Stimme klang leer und hoffnungslos. «Du weißt doch, Carola, daß wir nicht fort können...»

Das Mädchen erschauerte.

«Ich weiß, Ray — ich weiß.»

Er lachte plötzlich kurz und bitter auf.

«Die Leute würden sagen, wir sind verrückt — daß wir nicht einfach davongehen könnten —»

Carola sagte langsam:

«Vielleicht sind wir — verrückt!»

«Mag sein. Ja, es mag schon sein. Jedenfalls werden wir es bald sein... Ich glaube, manche Leute würden sagen, wir sind es schon — daß wir hier ruhig und kaltblütig planen, unsere eigene Mutter umzubringen!»

Carola warf heftig ein:

«Sie ist nicht unsere Mutter!»

«Nein, das ist wahr.»

Eine Pause. Dann sagte Raymond, nun in ganz ruhigem und sachlichem Ton:

«Du stimmst mir doch zu, Carola?»

Carola erwiderte fest:

«Ich glaube, sie sollte sterben — ja...»

Dann brach sie plötzlich aus:

«Sie ist wahnsinnig... Ich bin überzeugt, sie ist wahnsinnig... Sie — sie könnte uns doch nicht so quälen, wenn sie bei Vernunft wäre. Seit Jahren sagen wir: 'Es kann nicht so weitergehen!', und es geht immer weiter. Wir sagen: 'Sie wird einmal sterben' — aber sie ist nicht gestorben! Ich glaube nicht, daß sie je sterben wird, wenn wir —»

Raymond vollendete fest:

«Wenn wir sie nicht umbringen...»

«Ja.»

Sie ballte die Hände auf dem Fensterbrett.

Ihr Bruder fuhr in kühl-sachlichem Tone fort, bei dem nur ein leises Beben seine tiefe innere Erregung verriet.

«Du verstehst, warum es eines von uns sein muß, nicht wahr? Bei Lennox muß man Nadine berücksichtigen. Und wir können doch nicht Jinny hineinbringen.»

Carola erschauerte.

«Arme Jinny... Ich habe solche Angst...»

«Ich weiß. Es wird schon recht schlimm, was? Deshalb muß bald etwas geschehen — ehe sie ganz umschnappt.»

Carola stand plötzlich auf und schob sich das verwirrt kastanienbraune Haar aus der Stirn.

«Ray», sagte sie, «du glaubst doch nicht, daß es wirklich unrecht ist, wie?»

Er antwortete in dem gleichen beflissen leidenschaftslosen Ton:

«Nein. Ich denke, es ist dasselbe, wie wenn man einen tollen Hund erschlägt — etwas, das Schaden stiftet, dem man ein Ende machen muß. Und das ist die einzige Art, ein Ende zu machen.»

Carola murmelte:

«Aber man — man würde uns trotzdem zum Tode verurteilen... Ich meine, daß wir ihnen nicht erklären könnten, wie sie ist... Es würde zu phantastisch klingen... Irgendwie, weißt du, ist doch alles nur in unseren Gedanken!»

Raymond sagte:

«Niemand wird es je erfahren. Ich habe einen Plan, habe mir alles gut ausgedacht. Wir laufen keine Gefahr.»

Carola wandte sich plötzlich ganz zu ihm.

«Ray — irgendwie — bist du jetzt anders. Mit dir ist etwas vorgegangen... Was hat dir alles das in den Kopf gesetzt?»

«Warum denkst du, daß etwas 'vorgegangen' ist?» Er wandte den Kopf ab und starrte in die Nacht hinaus.

«Weil es so ist... Ray, war es jenes Mädchen im Zug?»

«Nein, natürlich nicht — wieso sollte das sein? Ach, rede doch keinen Unsinn. Kommen wir wieder zurück auf — auf —»

«Auf deinen Plan? Bist du sicher, daß es ein guter Plan ist?»

«Ja, ich glaube es... Wir müssen natürlich die richtige Gelegenheit abwarten. Und dann — wenn alles gut geht — dann sind wir frei — wir alle.»

«Frei?» Carola seufzte ein wenig. Sie blickte zu den Sternen auf. Dann erbeute sie plötzlich von Kopf zu Fuß in einem heftigen Weinkampf.

«Carola, was ist denn?»

Sie stieß schluchzend hervor:

«Alles ist so schön — die Nacht, die tiefe Bläue, die Sterne. Könnten wir nur ein Teil sein von dem allem... Könnten wir sein wie alle anderen, statt so verdreht und verkümmert und — und anders.»

«Aber das werden wir ja — alle auf gleich kommen — wenn sie tot ist!»

«Bist du sicher? Ist es nicht schon zu spät? Werden wir nicht immer sonderbar und anders sein?»

«Nein, nein, nein.»

«Ich möchte wissen —»

«Carola, wenn du lieber nicht —»

Sie stieß seinen besorgten Arm zur Seite.

«Nein, ich gehe mit dir — ich halte bestimmt mit dir durch! Wegen der andern — besonders Jinny. Wir müssen Jinny retten!»

Raymond zögerte einen Augenblick.

«Also — wir gehen weiter?»

«Ja!»

«Gut. Ich will dir meinen Plan sagen...»

Er näherte seinen Kopf dem ihren.

ZWEITES KAPITEL

Fräulein Sylvia King, M. B., stand im Schreibzimmer des Hotel Salomon in Jerusalem am Tisch und blätterte müßig in den Zeitungen. Ihre Brauen waren zusammengezogen, und sie war in Gedanken versunken.

Der hochgewachsene Franzose, der von der Halle hereinkam, beobachtete sie ein paar Augenblicke, ehe er zu der gegenüberliegenden Seite des Tisches heranschleuderte. Als sich ihre Augen trafen, lächelte Sylvia in aufblitzendem Erkennen; sie erinnerte sich, wie dieser Herr ihr auf der Reise von Kairo zu Hilfe gekommen war und ihr einen ihrer Handkoffer abgenommen hatte, als kein Träger zu sehen gewesen war.

«Gefällt Ihnen Jerusalem, ja?» fragte Dr. Gerard, nachdem er sie begrüßt hatte.

«In mancher Art ist es eigentlich schrecklich», sagte Sylvia und fügte hinzu: «Religion ist etwas Seltsames!» Der Franzose schien amüsiert.

«Ich weiß, was Sie meinen.» Er sprach ein nahezu perfektes Englisch. «Alle nur vorstellbaren Sekten, die miteinander keifen und raufen!»

«Und die scheußlichen Gebäude, die sie noch dazu errichtet haben!» fügte Sylvia hinzu.

«Ja wirklich.» Sylvia seufzte.

(Fortsetzung Seite 348)

«Man hat mich heute aus einem herausgeworfen, weil ich ein ärmelloses Kleid trug», sagte sie mit Humor. «Scheinbar gefallen dem Allmächtigen meine Arme nicht, obwohl er sie geschaffen hat.»

Dr. Gerard lachte. Dann sagte er:
«Ich wollte eben Kaffee bestellen. Darf ich Sie dazu einladen, Fräulein —?»

«King ist mein Name, Sylvia King.»
«Und meiner — gestatten Sie.»

Er überrichte ihr seine Karte. Bei ihrem Anblick weiteten sich Sylvias Augen in respektvoller Begeisterung.

«Dr. Theodor Gerard? Ach, wie aufregend, Sie kennenzulernen. Ich habe natürlich alle Ihre Werke gelesen. Ihre Ansichten über Schizophrenie sind schrecklich interessant.»

«Natürlich?» Gerard blickte sie fragend an. Sylvia gab schüchtern die Erklärung.

«Wissen Sie, ich bin auch bald Doktor, habe eben den M. B.-Titel erlangt.»

«Ah, ich verstehe.»
Dr. Gerard bestellte Kaffee, und sie setzten sich in eine Ecke der Halle. Der Franzose interessierte sich weniger für Sylvias medizinische Leistungen, als für ihr schwarzes Haar, das wenig ihre Stirn umrahmte, und den schöngeformten roten Mund. Auch unterhielt ihn die offene Hochachtung, mit der sie ihn ansah.

«Sie bleiben lange hier?» fragte er beiläufig.
«Nur ein paar Tage. Dann will ich nach Petra.»

«Ah? Ich dachte auch daran, hinzufahren, wenn es nicht zu viel Zeit erfordert. Wissen Sie, ich muß am 14. in Paris zurück sein.»

«Man braucht ungefähr eine Woche, glaube ich. Zwei Tage hin, zwei Tage dort und zwei Tage wieder zurück.»
«Ich muß morgen früh ins Reisebüro gehen und sehen, was sich machen läßt.»

Eine Gesellschaft kam herein und setzte sich. Sylvia beobachtete sie mit Interesse. Sie senkte die Stimme.

«Diese Leute, die eben gekommen sind — haben Sie sie neulich im Zug bemerkt? Sie kamen zugleich mit uns von Kairo.»

Dr. Gerard setzte sein Monokel auf und blickte hinüber.

«Amerikaner?»
«Ja. Eine amerikanische Familie. Aber — eine etwas ungewöhnliche, denke ich.»

«Ungewöhnlich? Wieso?»
«Nun, schauen Sie sie nur an. Besonders die alte Frau.»

Dr. Gerard gehorchte. Sein geschärfter ärztlicher Blick glitt rasch von einem Gesicht zum andern.

Erst sah er einen großen, schlanken Mann von ungefähr dreißig Jahren. Er hatte angenehme Gesichtszüge, doch zeigten sie Schwäche, und sein ganzes Wesen war von einer seltsamen Apathie. Dann war da ein junges Geschwisterpaar, man sah es an der Ähnlichkeit, beide sehr hübsch — der Junge hatte geradezu einen griechischen Kopf. «Mit dem ist auch etwas los», dachte Dr. Gerard. «Ja, eine ausgesprochene nervöse Spannung.» Auch die Schwester schien innerlich erregt. Ein noch jüngeres Mädchen mit goldrotem Haar, das wie ein Heiligenschein ihr Gesicht umgab, hatte ruhelose Hände, die ständig an dem Taschentuch auf ihrem Schoß zertrten und pflückten. Eine junge Frau von elfenbeineren Blässe mit dunklem Haar hatte ein stilles Gesicht, einer Madonna von Luini nicht unähnlich. An der war nichts Zerfahrenes! Und der Mittelpunkt der Gruppe — «Himmel!» dachte der Franzose, offensichtlich abgestoßen. «Was für ein scheußliches Weib!» Alt, aufgedunsen und gequollen, saß sie unbeweglich da in ihrer Mitte — einem verzerrten alten Buddha gleich — wie eine fette Spinne inmitten ihres Netzes!

Er wandte sich Sylvia wieder zu und sagte:
«La Maman, schön ist sie nicht, was?»
Und er zuckte die Achseln.

«Es ist etwas Unheilvolles um sie, finden Sie nicht?» fragte Sylvia.

Dr. Gerard schaute wieder prüfend hin, diesmal mit ärztlichem, nicht ästhetischem Blick.

«Wassersucht — Herzleiden —», gab er sein medizinisches Gutachten ab.

«Ach ja, das!» Sylvia schob die medizinische Erklärung beiseite. «Nein, in der Haltung der Jungen ihr gegenüber, finden Sie nicht?»

«Wer sind sie? Wissen Sie es?»
«Ihr Name ist Boynton; die Mutter, verheirateter Sohn mit Frau, ein jüngerer Sohn und zwei jüngere Töchter.»

«La famille Boynton sieht sich die Welt an», murmelte Dr. Gerard.

«Ja, aber die Art, wie sie sie ansehen, ist so merkwürdig. Sie sprechen nie mit jemand anderem. Und

keines von ihnen tut etwas, außer die alte Frau befiehlt es!»

«Sie hat den matriarchischen Typus», sagte Gerard nachdenklich.

«Sie ist eine vollkommene Tyrannin, glaube ich.»

Dr. Gerard zuckte die Achseln und bemerkte, daß die Amerikanerinnen die Welt regierten, was ja bekannt sei.

«Ja, aber es ist mehr als nur das», beharrte Sylvia.

«Sie — ach, sie hat sie alle so eingeschüchtert — so ganz unter ihrer Herrschaft, daß es geradezu unanständig ist.»

«Zu viel Macht haben ist schlecht für die Frauen», stimmte Gerard, plötzlich ernst geworden, zu. Er schüttelte den Kopf. «Es ist für eine Frau schwer, ihre Macht nicht zu mißbrauchen.»

Er warf einen raschen Seitenblick auf Sylvia. Sie beobachtete die Familie Boynton — oder vielmehr ein Mitglied derselben. Dr. Gerard lächelte mit raschem französischem Verständnis. Ah, so war es also?

Er streckte einen Fühler vor.

«Sie haben mit ihnen gesprochen, ja?»
«Ja — wenigstens mit einem von ihnen.»

«Dem jungen Mann — dem jüngeren Sohn?»
«Ja. Im Zug von Kantara. Er stand im Korridor, ich sprach ihn an.»

Sylvia sprach völlig unbefangen. Ihre ganze Haltung dem Leben gegenüber war frei von jeder Befangenheit. Sie interessierte sich für die Menschen und war freundlich, wenn auch etwas ungeduldig veranlagt.

«Was veranlaßte Sie, ihn anzusprechen?» fragte Gerard.

Sylvia zuckte die Achseln.

«Warum nicht? Auf der Reise spreche ich oft Leute an. Ich interessiere mich für die Menschen — für das, was sie tun und denken und fühlen.»

«Das heißt, Sie nehmen sie unter das Mikroskop.»
«Man könnte es auch so nennen», gab sie zu.

«Und was war Ihr Eindruck in diesem Fall?»
«Nun», sie zögerte, «es war etwas sonderbar... Vor allem, der Junge wurde rot bis zu den Haarwurzeln.»

«Ist das so merkwürdig?» fragte Gerard trocken.

Sylvia lachte.

«Sie meinen, daß er mich für ein schamloses Ding hielt,

das ihm Avancen mache? O nein, das dachte er sicher nicht. Die Männer kennen sich doch gleich aus, nicht?»

Sie sah ihm mit offener Frage ins Gesicht. Dr. Gerard nickte.

«Ich hatte den Eindruck», sagte Sylvia, langsam und mit gerunzelten Brauen sprechend, «daß er — wie soll ich mich nur ausdrücken? — sowohl erregt, wie erschrocken war. Ganz unverhältnismäßig erregt und dabei lächerlich ängstlich erschien er mir. Das ist doch sonderbar, nicht? Denn ich habe Amerikaner immer sehr selbstsicher gefunden. Ein amerikanischer Junge von — sagen wir — zwanzig hat bedeutend mehr Weltkenntnis und savoir faire als ein Engländer gleichen Alters. Und der hier muß über zwanzig sein.»

«Ungefähr drei- oder vierundzwanzig, möchte ich sagen.»

«Soviel?»
«Ich glaube schon.»

«Ja... vielleicht haben Sie recht... Nur scheint er mir irgendwie sehr jung...»

«Mangelhafte Anpassungsfähigkeit. Der ‚Kind-Faktor‘ spielt noch mit.»

«Da habe ich also recht, wenn ich meine, daß er nicht ganz normal ist?»

Dr. Gerard zuckte die Achseln und lächelte ein wenig über ihren Ernst.

«Mein liebes Fräulein, ist irgend jemand von uns ganz normal? Doch ich gebe zu, daß da wahrscheinlich eine Neurose vorhanden ist.»

«Im Zusammenhang mit dieser entsetzlichen alten Frau sicherlich.»

«Sie scheinen sie nicht ausstehen zu können», sagte Gerard, sie forschend betrachtend.

«Jawohl. Sie hat einen — oh, einen bösen Blick!»

Gerard murmelte:
«Den haben viele Mütter, wenn ihre Söhne sich von bezaubernden jungen Damen angezogen fühlen!»

Sylvia zuckte ungeduldig die Achseln. Die Franzosen sind doch alle gleich, von Gedanken an das Geschlecht beherrscht, dachte sie. Obwohl sie natürlich als gewissenhafte Psychologin selbst zugeben mußte, daß die meisten Erscheinungen sich auf geschlechtlicher Grundlage aufbauten. Ihre Gedanken verfolgten wohlbekannte psychologische Spuren.

Sie fuhr aus ihren Grübeleien auf. Raymond Boynton näherte sich dem Mittelstisch und nahm eine Zeitschrift. Als er auf dem Rückweg an ihrem Stuhl vorbeikam, sah sie zu ihm auf und sprach:

«Haben Sie sich heute viel angesehen?»
Sie hatte das erste, was ihr einfel, gesagt. Ihr wirkliches Interesse galt der Aufnahme ihrer Worte.

Raymond blieb halb stehen, erröte, schrak zusammen wie ein scheues Pferd, und seine Blicke glitten furchtsam zum Mittelpunkt der Familiengruppe. Er sagte halblaut:

«Oh — o ja — natürlich, sehr viel. Ich — —»

Dann, als habe man ihm die Sporen gegeben, schoß er eilig zu seiner Familie zurück, ihnen die Zeitschrift entgegenhaltend.

Die groteske buddhähnliche Gestalt streckte ihre fette Hand danach aus, doch bemerkte Dr. Gerard, daß ihre Augen, während sie das Blatt nahm, auf dem Gesicht des Jungen hafteten. Sie brumpte etwas, das aber nicht nach einem Dank klang. Dann wandte sie ein wenig den Kopf, und der Doktor sah, daß sie nun Sylvia fixierte. Ihr Gesicht war ganz unbewegt, es war unmöglich zu erraten, was in ihr vorging.

«Oh, es ist viel später, als ich dachte.» Sie erhob sich. «Danke vielmals, Dr. Gerard, für die Einladung zum Kaffee. Ich muß jetzt ein paar Briefe schreiben.»

Er stand auf und nahm ihre Hand.

«Ich hoffe, wir sehen uns wieder», sagte er.

«Oh, sicherlich! Vielleicht kommen Sie auch nach Petra?»

«Ich werde jedenfalls mein möglichstes dazu tun.»

Sylvia lächelte ihm zu und wandte sich zum Gehen. Ihr Weg aus der Halle führte an der Familie Boynton vorüber.

Dr. Gerard, der alles beobachtete, sah, wie Frau Boyntons Blick sich wieder dem Gesicht ihres Sohnes zuwandte. Er sah, wie dessen Augen die seiner Mutter trafen. Als Sylvia vorüberging, machte Raymond Boynton eine halbe Kopfwendung — aber nicht gegen sie, sondern weg von ihr... Es war eine langsame, gleichsam widerstrebende Bewegung und machte den Eindruck, als habe die alte Frau an einer unsichtbaren Schnur gezogen.

Sylvia King bemerkte die Wendung und war jung und weiblich genug, sich darüber zu ärgern. Sie hatten in dem schwankenden Korridor der Wagons-Lits so freundlich miteinander geplaudert, hatten ihre Eindrücke von Ägypten verglichen und über die komische Ausdrucksweise der Eselungen und Kameltreiber miteinander

Fackellauf

Väter, die Fackel, o werft sie uns zu,
Die lodernde, leuchtende Fahne!
Ihr habt sie getragen, nun bannt euch die Ruh
Und schmeichelt in Schlummer der Ahne.
Ihr zündet die Ampeln, die Oefen euch an
Und zähmt in die Stuben das Feuer.
Der göttliche Funken verkümmert im Plan,
Verglimmt auf dem Herd der Gemäuer.

Uns aber brennt es in bebender Brust,
Die Freiheit aufs neu zu verkünden.
Die Stirne gerötet von drängender Lust,
Das Herz voller Worte, die zünden.
Drum her mit den Fackeln, wir haben das Recht,
Die Zucht und den Mut zu den Schlachten.
Der Geist aufersteht von Geschlecht zu Geschlecht,
Ihr Väter, wer wollte ihn pachten!

Wehe dem Lande, wo Greisen der Brand
In bleichenden Knochen veraschte!
Wo niemals die Jugend mit stürmischer Hand
Die Fackel im Fluge erhaschte,
Empor sie geschleudert, als müßte die Glut
Am Glanz der Gestirne sich speisen.
Wem nie an die Schläfen gehämmert das Blut,
Den schmiedet kein Schicksal zu Eisen.

Jauchzet, ihr Jungen, und höret den Ruf
Und stählet den Leib und die Seele.
Die Hengste der Zukunft mit scharrendem Huf,
Sie harren der Herren Befehle.
Die Rechte unklammert im rasenden Ritt
Die Fackel und hebt sie zum Aether,
Die Linke am Zaume, sie zügelt den Schritt —
Als Erbteil und Segen der Väter.

GEORG THÜRER

der gelacht. Der Junge war ihr wie ein netter, eifriger Schuljunge erschienen, sein Eifer hatte beinahe etwas Rührendes gehabt. Und nun benahm er sich ohne jeden Grund so scheu, unartig, ja geradezu grob!

«Ich werde mich nicht mehr mit ihm befassen», sagte Sylvia sich empört.

Denn ohne besonders eingebil-det zu sein, hatte sie doch eine ziemlich hohe Meinung von sich. Sie war sich ihrer Anziehungskraft für das männliche Geschlecht vollauf bewußt und ließ sich eine Zurücksetzung nicht ohne weiteres gefallen!

Sie war vielleicht um eine Idee freundlicher als nötig zu dem Jungen gewesen, weil er ihr aus irgendeinem unbewußten Grund leid getan hatte.

Doch jetzt entpuppte er sich als ungezogener, eingebil-derter, rüpelhafter Amerikaner!

Statt die Briefe zu schreiben, von denen sie gesprochen hatte, setzte sich Sylvia King vor ihren Toilette-tisch, kämmte sich das Haar aus der Stirn, blickte in ein Paar bekümmerte, haselnußgroße Augen und ließ sich ihre augenblickliche Situation im Leben durch den Kopf gehen.

Sie hatte eben eine schwierige Gefühlskrise durch-gemacht. Vor einem Monat hatte sie ihre Verlobung mit einem um vier Jahre älteren Arzt abgebrochen. Sie hatten sich gegenseitig stark angezogen, waren aber zu ähnlich im Temperament. Uneinigkeit und Streit waren an der Tagesordnung gewesen. Sylvia hatte selbst ein zu herrisches Temperament, um eine über sie wie selbst-verständlich ausgeübte Herrschaft zu dulden. Wie so manche hochgemute Frau glaubte sie Kraft zu bewun-dern, sie hatte sich immer gesagt, sie wolle beherrscht werden. Und als sie auf einen Mann traf, der fähig war, sie zu beherrschen, fand sie es gar nicht nach ihrem Ge-schmack! Es hatte sie viel Herzweh gekostet, ihre Ver-lobung zu lösen, aber sie urteilte klar genug, um einzu-sehen, daß bloße gegenseitige Anziehung keine ge-nügende Grundlage bot, um ein glückliches Leben dar-auf aufzubauen. So hatte sie sich denn diese interessante Reise in den Orient bewilligt, um leichter vergessen zu können, ehe sie wieder von frischem ernsthaft mit ihrer Arbeit begann.

Sylvias Gedanken kehrten aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück.

«Wenn ich nur wüßte», dachte sie, «ob Dr. Gerard mir gestatten wird, mit ihm über seine Arbeit zu reden.

Er hat so Großartiges geleistet. Wenn er mich nur ernst nimmt . . . Vielleicht — wenn er nach Petra kommt —»

Dann dachte sie wieder an den seltsamen, ungezoge-nen jungen Amerikaner.

Sie zweifelte nicht, daß es die Anwesenheit seiner Fa-milie war, die ihn zu dieser merkwürdigen Reaktion ver-anlaßt hatte; dennoch hatte sie eine leicht verächtliche Empfindung ihm gegenüber. Sich so von seiner Familie unterkriegen zu lassen, war wirklich lächerlich — beson-ders für einen Mann!

Und dennoch . . .

Ein seltsames Gefühl ergriff sie. Da war doch sicher etwas Ungewöhnliches im Spiel.

Sie sagte plötzlich laut:

«Der Junge braucht Hilfe! Ich werde mich darum kümmern!»

DRITTES KAPITEL

Nachdem Sylvia die Halle verlassen hatte, blieb Dr. Gerard noch ein paar Minuten auf seinem Platz. Dann schlenderte er zu dem Tisch, nahm die letzte Nummer vom «Le Matin» und setzte sich auf einen Stuhl, der in der Nähe der Familie Boynton stand. Seine Neugierde war erwacht.

Er hatte sich erst über das Interesse der Engländerin an dieser amerikanischen Familie amüsiert und scharf-sinnig gefolgert, daß es dem Interesse an einem Mitglied der Familie entsprang. Doch jetzt erweckte etwas Un-gewöhnliches an der ganzen Gesellschaft das tiefere, un-parteiischere Interesse des Gelehrten. Er spürte, daß es da etwas von ausgesprochen psychologischem Interesse gab.

Sehr diskret musterte er sie hinter seiner Zeitung. Zuerst den Jungen, für den sich diese anziehende Eng-länderin so interessierte. Ja, dachte Gerard, entschieden der Typ, der ihrem Temperament entsprechen mußte. Sylvia King hatte Kraft, sie besaß ausgeglichene Nerven, kühlen Verstand und entschlossenen Willen. Nach Dr. Gerards Urteil war der junge Mann empfänglich und empfindlich, schüchtern und leicht beeinflusbar. Sein ärztlicher Blick stellte die Tatsache fest, daß sich der Junge augenblicklich im Zustand höchster nervöser Spannung befand. Dr. Gerard fragte sich, warum. Er fand es rätselhaft. Wieso kam ein junger Mensch von offenbar physischer Gesundheit, der sich auf einer Ver-

gnügnungsreise befand, in einen Zustand, der einen Ner-venzusammenbruch voraussehen ließ?

Der Doktor wandte seine Aufmerksamkeit den an-deren Mitgliedern der Gesellschaft zu. Das Mädchen mit dem kastanienbraunen Haar war offenbar Raymonds Schwester. Sie waren von demselben Typus, zartknochig, gut gewachsen, aristokratisch aussehend. Sie hatten die gleichen schlanken, wohlgeformten Hände, die gleiche reine Linie des Profils, dieselbe Haltung des Kopfes auf dem langen, schlanken Hals. Auch das Mädchen war nervös . . . Sie hatte unwillkürliche, leichte, nervöse Be-wegungen, unter ihren unnatürlich glänzenden Augen lagen tiefe Schatten. Wenn sie sprach, geschah es zu rasch und ein wenig atemlos. Sie schien wachsam — auf der Hut — unfähig, sich zu entspannen.

«Und sie hat auch Angst», entschied Dr. Gerard. «Ja, sie hat Angst!»

Er hörte Bruchstücke der Konversation — einer ganz gewöhnlichen Konversation.

«Wir könnten zu Salomons Ställen gehen!» «Wäre das nicht zu viel für Mutter?» «Früh vielleicht die Klagemauer?» «Und natürlich der Tempel — jetzt heißt er die Moschee Omars — warum wohl?» «Natürlich, weil eine mohammedanische Moschee daraus gemacht wurde, Lennox.»

Gewöhnliches, alltägliches Touristen-Gespräch. Den-noch hatte Dr. Gerard irgendwie die seltsame Ueber-zeugung, daß diese Gesprächs-Bruchstücke alle merk-würdig unwirklich waren. Sie bildeten eine Maske — einen Deckmantel für etwas, das darunter strömte und wogte — etwas, zu tief und formlos für Worte . . .

Wieder warf er einen versteckten Blick hinter seiner Zeitung hervor.

Lennox? Das war der ältere Bruder. Dieselbe Fami-lienähnlichkeit war vorhanden, aber mit einem Unter-schied. Lennox war nicht so hochgespannt, er hatte nach Gerards Ansicht ein weniger nervöses Temperament. Doch auch er war sonderbar, er saß zusammengesunken da, förmlich schlapp. Gerard, in der Erinnerung an Pa-tienten, die er im Spital so herumsitzen gesehen hatte, dachte:

«Er ist erschöpft — einfach vom Leiden erschöpft. Der Blick in den Augen, wie man ihn bei einem kranken Pferd oder Hund findet — das stumme Leiden der Kreatur . . . Es ist merkwürdig, denn physisch scheint ihm nichts zu fehlen . . . Doch hat er zweifellos in letzter

IRIUM BEGEISTERT MILLIONEN



Lola Lane, Star of Warner Bros. Pictures, appearing in "Four Daughters".

Irium in Pepsodent Zahnpaste begeistert Millionen —

jeden Morgen erneut — durch das neue blendende Weiss, das es den Zähnen verleiht! Nie zuvor konnte solch strahlender Glanz mit einer so absolut unschädlichen Zahnpaste erzielt werden. Ja, mit IRIUM-haltigem Pepsodent riskieren Sie nichts . . . keine Möglichkeit, dass Ihr kostbarer Zahnschmelz angegriffen wird.

Frei von kratzenden Poliermitteln, Seife und Kreide. Wirkt sehr erfrischend!

Preis Fr. 1.80 und 1.10 per Tube

Die grosse Tube ist vorteilhafter!



VERWENDEN SIE PEPSODENT-ZAHNPASTE ...SIE ENTHÄLT IRIUM

Zeit viel gelitten — psychisch gelitten —, aber jetzt leidet er nicht mehr, er duldet stumm, wartet auf den Schlag, der ihn fällen wird... Was für einen Schlag? Bilde ich mir alles das ein? Nein, der Mann wartet offenbar auf etwas, auf das Ende.»

Lennox Boynton erhob sich und hob einen Wollknäuel auf, den die alte Dame hatte fallen lassen.

«Hier, Mutter.»

«Danke.»

Was strickte sie, diese monumentale, unbewegte alte Frau? Etwas Dickes, Grobes. Gerard dachte: «Fäustlinge für Armenhaus-Bewohner!» Und lächelte über seine eigene Phantasie.

Nun wandte er seine Aufmerksamkeit dem jüngsten Mitglied der Gesellschaft zu — dem Mädchen mit dem rotgoldenen Haar. Sie mochte neunzehn Jahre alt sein. Ihre Haut hatte die wundervolle Reinheit, die man oft bei rotem Haar trifft. Ihr Gesicht war, obwohl zu mager, doch sehr schön. Sie saß da und lächelte vor sich hin — lächelte ins Leere. Es war etwas Seltsames um dieses Lächeln, es war dem Hotel Salomon und Jerusalem so ferne... Es erweckte in Dr. Gerard eine Erinnerung an... plötzlich blitzte es in ihm auf — es war dasselbe unirdische Lächeln, wie es die Lippen der Mädchen auf der Akropolis in Athen umspielte. Der Zauber des Lächelns, ihre vollendete Ruhe berührten beinahe schmerzlich.

Dann erblickte er plötzlich ihre Hände. Sie blieben ihrer nächsten Umgebung durch den Tisch verborgen, aber er konnte sie von seinem Platz aus deutlich sehen. Im Schutze ihres Schoßes zerpfückten und zerrissen sie ein feines Taschentuch in winzige Fetzen.

Es gab ihm einen förmlichen Schock.

Das abwesende ferne Lächeln — die stille Gestalt — und die geschäftigen zerstörenden Hände...

VIERTES KAPITEL

Man hörte einen mühsamen, asthmatischen Husten — dann begann die unbewegte Strickerin zu sprechen.

«Ginevra, du bist müde, du solltest zu Bett gehen.»

Das Mädchen fuhr auf, ihre Finger hielten in ihrer mechanischen Tätigkeit inne.

«Ich bin nicht müde, Mutter.»

Gerard fiel der musikalische Klang ihrer Stimme auf. Sie hatte den süßen Gesangston, der auch die alltäglichen Äußerungen bezaubernd macht.

«Doch, du bist es. Ich weiß es immer. Ich glaube nicht, daß du morgen imstande sein wirst, etwas anschauen zu gehen.»

«O doch! Ich bin ganz gesund.»

Mit fetter, heiserer Stimme, einer knarrenden Stimme, sagte ihre Mutter:

«Nein, das bist du nicht, du wirst krank.»

«Nein! Nein!»

Das Mädchen begann heftig zu zittern.

Eine sanfte, ruhige Stimme sagte:

«Ich gehe mit dir hinaus, Jinny.»

Die stille, junge Frau mit den großen, nachdenklichen, grauen Augen und dem glatt aufgesteckten dunklen Haar erhob sich.

Die alte Frau Boynton sagte: «Nein. Laß sie allein hinaufgehen.»

Das Mädchen rief: «Ich will, daß Nadine mit mir kommt!»

«Dann komme ich natürlich.» Die junge Frau tat einen Schritt vorwärts.

Die alte Frau sagte:

«Das Kind geht lieber allein — nicht wahr, Jinny?»

Eine Pause — nur eine sekundenlange Pause, dann sagte Ginevra Boynton mit einer Stimme, die plötzlich tonlos und matt geworden war:

«Ja; ich gehe lieber allein. Danke schön, Nadine.»

Sie ging; eine große, eckige Gestalt, die sich mit über-raschender Grazie bewegte.

Dr. Gerard ließ die Zeitung sinken und sah sich die alte Frau Boynton gründlich an. Sie schaute ihrer Tochter nach, und ihr fettes Gesicht verzog sich in einem eigentümlichen Lächeln. Es wirkte — ganz schwach — wie eine Karikatur des wundervollen, unirdischen Lächelns, das vor kurzem das Gesicht des Mädchens so verwandelt hatte.

Dann wandte die alte Frau ihren Blick auf Nadine, die sich eben wieder niedergesetzt hatte. Sie hob die Augen und begegnete dem Blick ihrer Schwiegermutter. Ihr Gesicht war ganz unbewegt. Der Blick der Alten war boshaft. Dr. Gerard dachte:

«Was für eine abgeschmackte alte Tyrannin!»

Und dann lag plötzlich der Blick der alten Frau voll auf ihm, und er tat einen tiefen Atemzug. Es waren kleine, schwarze, glühende Augen, aber etwas strömte von ihnen aus, eine Kraft, eine ausgesprochene Macht,

eine Woge von Böswilligkeit. Dr. Gerard wußte, was die Macht der Persönlichkeit bedeutete. Er war sich klar, daß das hier keine verwöhnte, eigenwillige Kranke war, die sich kleinliche Launen gestattete. Diese alte Frau war eine erklärte Macht. In der Bösartigkeit ihres Blickes sah er eine Ähnlichkeit mit der Wirkung, die eine Kobra verursacht. Frau Boynton mochte alt und schwach, eine Beute der Krankheit sein, aber sie war nicht machtlos. Sie war eine Frau, die die Bedeutung der Macht kannte, die ihr lebelang Macht ausübte und nicht ein einziges Mal an ihrer Kraft gezweifelt hatte. Dr. Gerard hatte einst eine Frau gesehen, die eine höchst gefährliche und effektvolle Vorstellung mit Tigern gegeben hatte. Die großen, schleichenden Bestien waren auf ihre Plätze gekrochen und hatten ihre erniedrigenden und demütigenden Kunststücke aufgeführt. Ihre Augen und ihr halb unterdrücktes Knurren sprachen von Haß, glühendem, fanatischem Haß, aber sie hatten gehorcht, waren gekrochen. Das war eine junge Frau gewesen, eine Frau von stolzer, dunkler Schönheit, aber der Blick war derselbe gewesen.

«Une dompteuse!» sagte sich Dr. Gerard.

Und er begriff jetzt, was jene Unterströmung des harmlosen Familiengesprächs war. Es war Haß — ein dunkler, tiefer Strom von Haß.

Er dachte:

«Wie phantastisch und lächerlich ich den meisten Leuten erscheinen würde! Da genießt eine ganz gewöhnliche, liebevolle amerikanische Familie die Reise in Palästina — und ich baue eine ganze Geschichte dunklen Zaubers um sie auf!

Dann sah er mit Interesse die stille, junge Frau namens Nadine an. Sie trug einen Trauring, und er sah sie einen raschen, vielsagenden Blick auf den blonden, zusammengesunkenen Lennox werfen. Da wußte er, daß diese beiden Mann und Frau waren. Jedoch es war mehr ein mütterlicher Blick, als der einer Gattin — ein wahrhaft mütterlicher — besorgt, beschützend. Und noch etwas wußte er. Er wußte, daß Nadine Boynton als einzige in der Gruppe von der Zaubermacht ihrer Schwiegermutter unberührt blieb. Sie mochte die alte Frau vielleicht nicht, aber sie fürchtete sich nicht vor ihr. Die Macht erreichte sie nicht.

Sie war unglücklich, tief bekümmert um ihren Mann, jedoch sie war frei. Dr. Gerard sagte sich:

«Das ist alles sehr interessant.»



Die goldene Medaille für ein Schweizer Produkt

Eine Neuheit an der Schweizer Mustermesse in Basel

Ein Problem, um das kein Angehöriger des «starken» Geschlechtes herumkommt, ist das Rasieren. Neuerungen, die diese «Prozedur» irgendwie erleichtern, sind deshalb stets willkommen. Beim Steiger-Rasiergerät «Miliz» waren die Vorzüge so offensichtlich, daß der Erfinder, der Schweizer Willi Steiger in Reinach (Aarg.), vom englischen Institut für Patente in London mit der goldenen Medaille ausgezeichnet

wurde. Das will sehr viel heißen, denn die goldene Medaille gilt in England als höchste Auszeichnung. Kein Wunder, denn hier hat ein vollständig neues Rasiersystem auch den verwöhntesten Engländer zu überzeugen vermocht.

Eine sinnreiche Vorrichtung am Steiger-Miliz-Rasierapparat ermöglicht es, die Klinge so einzuspannen, daß sie auch bei ganz schwierigen Bärten mit empfindlichster Haut in stets vollkommener Schnittführung auf feinste individuell angepaßt werden kann. Denn nicht nur eine gute Klinge ist ausschlaggebend, sondern ebenso wichtig scheint die Konstruktion des Apparates.

Die verdiente Beachtung finden gegenwärtig die Miliz-Rasierapparate am Stand 609, Halle III der Schweizer Mustermesse in Basel. Bereits fand auch im Ausland und in unserer Armee die Neuerung dankbare Aufnahme. Fachgeschäfte geben erfreulicherweise dieses ausgezeichnete Schweizer Produkt zur Probe. — Die Photo zeigt den Erfinder Willi Steiger, der mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.



Hinaus in den blühenden Frühling der Heimat!

Der Frühling ist die schönste Reisezeit. Nie ist unser Land an großartigen, überraschenden Kontrasten reicher, als wenn es an den Seen und sonnigen Hängen blüht, während rings auf den Bergen noch tiefer Schnee liegt.

Da ergreift uns die uralte Wanderlust mit unwiderstehlicher Macht. Es hält uns zuhause nicht mehr; nein, wir lassen uns auch dieses Jahr den Frühling nicht nehmen. Wir wollen ihn erleben an den friedlichen Ufern unserer heimatlichen Seen. Und der Frühling wird uns Mut, Kraft, Hoffnung und Zuversicht schenken für den sorgenschweren, harten Alltag.

Die Uferstädte und Dörfer im Tessin und am Genfersee, die Feriengebiete am Thuner- und Brienzensee, am Vierwaldstätter- und Zugersee, die Juraseen und die blühenden Bodenseeufer, das Rheintal und das Walliser Rhonetal erwarten die Frühlingsgäste. Wer ihrer Einladung folgt, wird unvergessliche Tage genießen. Darum:

Hinaus in den blühenden Frühling der Heimat!

Prospekte und Auskünfte über Fahrvergünstigungen und vorteilhafte Hotelarrangements durch die Hotels, Verkehrsvereine und Reisebüros.

In ZÜRICH: American Express Co. - H. Attenberger - Danzas & Co. - A. Kuoni
 Albert Leibacher - Lloyd Reisebureau R. Kündig - Hans Meiß - Jean Ouboter
 Suisse-Italie S.A. - Reisebüro S.B.B. Paradeplatz - Wagons Litts/Cook.

FÜNFTES KAPITEL

In diese dunklen Phantasien drang eine Hauch des Alltäglichen mit beinahe lächerlicher Wirkung.
 Ein Herr betrat den Raum, erblickte die Boyntons und kam zu ihnen herüber.
 Er war ein sympathisch aussehender Amerikaner mittleren Alters, von streng konventionellem Typus. Sorgfältig gekleidet, mit langem, glattrasiertem Gesicht, hatte er eine langsame, angenehme, etwas eintönige Stimme.
 «Ich suchte Sie eben alle», sagte er.
 Dann schüttelte er allen der Reihe nach die Hand.
 «Und wie befinden Sie sich, Frau Boynton? Hat Sie die Reise nicht zu sehr ermüdet?»
 Ganz gnädig schnaufte die alte Dame:
 «Nein, danke. Mit meiner Gesundheit steht es ja nie zum besten, wie Sie wissen —»
 «Ja, natürlich, leider — leider.»
 «Aber es geht mir jedenfalls nicht schlechter.»
 Frau Boynton fügte mit schwachem, rüchischem Lächeln hinzu:
 «Nadine da sorgt gut für mich, nicht wahr, Nadine?»
 «Ich tue mein Bestes.» Ihre Stimme war ausdruckslos.
 «Ja, das möchte ich wetten», sagte der Fremde herzlich.
 «Nun, Lennox, und wie findest du das Heilige Land?»
 «Ach, ich weiß nicht.»
 Lennox sprach apathisch und interesselos.
 «Bist ein wenig enttäuscht, nicht? Ich muß gestehen, mir ist es anfangs auch so gegangen. Aber vielleicht habt ihr euch noch nicht viel umgesehen?»

Carola Boynton sagte:
 «Wir können wegen Mutter nicht sehr viel unternehmen.»
 Frau Boynton erklärte:
 «Zwei Stunden Sehenswürdigkeiten betrachten, ist alles, was ich per Tag zuwege bringen kann.»
 Der Fremde sagte herzlich:
 «Ich finde es wundervoll, was Sie alles leisten, Frau Boynton.»
 Frau Boynton kicherte halblaut vor sich hin, es klang sehr selbstzufrieden.
 «Ich gebe meinem Körper nicht nach! Auf den Geist kommt es an! Ja, auf den Geist...»
 Ihre Stimme erstarb. Gerard sah Raymond Boynton sich einen nervösen Ruck geben.
 «Waren Sie schon bei der Klagemauer, Herr Cope?» fragte er.
 «Ja freilich, das war eine der ersten Stellen, die ich aufsuchte. Ich hoffe, mit Jerusalem in weiteren zwei Tagen gründlich fertig zu werden und lasse mir von Cook einen Reiseplan ausarbeiten, wie ich das Heilige Land gründlich durchnehmen kann — Bethlehem, Nazareth, Tiberias, See Genezareth. Es ist alles riesig interessant. Ich möchte mir auch sehr gern die rosenrote Stadt Petra ansehen, die sehr bemerkenswert sein soll — aber sie liegt ein wenig abseits von der Route, und man braucht fast eine Woche dazu, wenn man es ordentlich machen will.»
 Carola sagte:
 «Ich möchte zu gern hinkommen. Es klingt wunderbar.»

«Ja, ich möchte behaupten, sie ist entschieden sehenswert.» Herr Cope zögerte, warf einen etwas zweifelnden Blick auf Frau Boynton und fuhr dann mit einer Stimme fort, die dem lauschenden Franzosen auffallend unsicher erschien:
 «Ich habe mir gedacht, ob ich nicht einige von Ihnen überreden könnte, mit mir zu kommen? Natürlich weiß ich, daß es für Sie zu viel wäre, Frau Boynton, und natürlich würde ein Teil Ihrer Familie bei Ihnen bleiben wollen, aber wenn Sie sich sozusagen teilen würden —»
 Er hielt inne. Gerard hörte das gleichmäßige Klappern von Frau Boyntons Stricknadeln. Dann sagte sie:
 «Ich glaube nicht, daß wir uns gern teilen würden. Wir sind eine sehr häusliche Gruppe.» Sie sah auf.
 «Nun, Kinder, was sagt ihr?»
 Ihre Stimme klang eigentümlich. Die Antworten erfolgten prompt. «Nein, Mutter.» «O nein.» «Nein, natürlich nicht.»
 Frau Boynton sagte mit ihrem eigentümlichen Lächeln:
 «Sie sehen — sie wollen mich nicht verlassen. Wie ist es mit dir, Nadine? Du hast nichts gesagt.»
 «Nein, danke, Mutter, außer Lennox hätte Lust.»
 Frau Boynton wandte ihren Kopf langsam ihrem Sohn zu.
 «Nun, Lennox, wie steht's? Warum gehst du nicht mit Nadine? Sie scheint es zu wünschen.»
 Er fuhr zusammen — sah auf.
 «Ich — ach nein, ich denke, es ist besser, wir bleiben alle beisammen.» (Fortsetzung folgt)

Heute mehr denn je

Frühjahrskur

durch das altbewährte Elchina, das Zellen und Gewebe neu belebt und Ihnen blühendes Aussehen gibt.
 Jetzt im Frühling wirkt es besonders gut!

Darum jetzt die goldene Regel:
3 x täglich

ELCHINA

nach Dr. med. Scarpatetti und Dr. Hausmann.
 Große Flasche 6.25, kleine 3.75. Vorteilhafte Kurpackung Fr. 20.—. In allen Apotheken.

CACHETS
 ZÜRICH
 GEBR. ERNI & Co

RITTER GEORG
 Roman von MARGA MARKWALDER
 Kartoniert Fr. 3.80
 Ganzleinen Fr. 5.80

Seit langem ertönt der Ruf nach dem schweizerischen Unterhaltungsroman, der uns von einer gewissen Sorte unerwünschter Importware unabhängig machen soll. Hier liegt ein solcher vor. Es ist ein Erstlingswerk. Die junge Verfasserin hat das Glück gehabt, schon mit der Wahl des Milieus einen Fund zu tun: denn dieses Milieu hat bis dahin in der schweizerischen Literatur wenig Beachtung gefunden; es ist das der Mittelschule, der Gymnasialisten und Gymnasialistinnen, der 17—19jährigen. Aber es handelt sich nicht um «Schatten in der Schule», es werden keine Anklagen erhoben, keine Verhältnisse an den Pranger gestellt, keine Reformen gefordert, keine anrühlichen Konflikte durchwühlt — Lebenslust und ungekränkte Freude an der Schönheit dieser Welt sind der Grundton dieses Romans.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!
 Morgarten-Verlag A. G.
 Zürich

Drei Silben gehen um die Welt

Trilysin oder Trilysin mit Fett, Flasche Fr. 4.25, 6.75. Trilysin Haaröl, Flasche Fr. 2.—. Trilypon für Haarwäsche, seifen- und alkalfrei, Flasche Fr. 1.25, 2.75.

Tri-ly-sin

In welches Kulturland Sie auch kommen, überall erhalten Sie Trilysin. In allen fünf Erdteilen kennt man seinen Namen; 16 Patente wurden ihm in der Welt erteilt. Die drei Silben Tri-ly-sin sind zum Inbegriff der biologischen Haarpflege geworden. Lassen Sie sich den «Leitfaden der Trilysin-Haarpflege» sofort kommen. Sie erhalten ihn unentgeltlich und finden darin die Grundregeln der Haarpflege, aufgebaut auf jahrzehntelanger wissenschaftlicher Erfahrung und erweitert durch die neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiete der Haarkunde.

W. BRÄNDLI & Co. - EFFINGERSTRASSE 5 - BERN
 Bitte senden Sie mir kostenlos den Leitfaden der Trilysin-Haarpflege.
 Name:
 Stadt:
 Straße und Nummer:

mit dem neuen Wirkstoff!

Cachets von D. Faivre
 unübertroffen bei:
**Kopfweg
 Zahnweh
 Rheumatismen
 Neuralgien
 und anderen Schmerzen**

12 Cachets Fr. 2.—
 1 Cachet 0.20
 in allen Apotheken

HÜHNERAUGEN

zu entfernen ist wirklich einfach. Sie brauchen nur ein SCHOLL'S ZINO-PADS auf die empfindliche Stelle zu legen. Durch den weichen, erhöhten Rand, kann der Schuh nicht mehr auf den schmerzenden Punkt drücken. In Apotheken, Drogerien und Scholl Depots zu 1.30 per Pckg. zu haben. Leiden Sie nicht länger, kaufen Sie heute noch.

Scholl's Zino-pads